

# PRESS REVIEW

---

Daniel Barenboim Stiftung  
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Tuesday, July 20, 2021



West-Eastern  
**Divan Orchestra**



**BARENBOIM-SAID**  
AKADEMIE



**PIERRE BOULEZ**  
SAAL

---

Frankfurter Allgemeine Zeitung

**Trance dank „Tristan“: Der Dirigent Pietari Inkinen über sein Debüt in Bayreuth und die Aufgaben eines Rundfunkorchesters**

Der Tagesspiegel

**Young Euro Classic überträgt Konzerte auf den Gendarmenmarkt**

Der Tagesspiegel

**Guter Start für Klassik im Berliner Umland**

Der Tagesspiegel

**Ein erster Rundgang durch das Riesenhaus offenbart, wie sehr Fassade und Innenausstattung miteinander ringen**

Süddeutsche Zeitung

**Das Humboldt-Forum im Berliner Stadtschloss-Nachbau öffnet. Und weiß immer noch nicht, was es sein soll – und warum**

Süddeutsche Zeitung

**„Berlin Global“, das Anti-Schloss-Programm**

Der Tagesspiegel

**Die Humboldt-Universität fragt in der Ausstellung „Nach der Natur“ nach dem Klimawandel und der Krise der Demokratie**

Rbb Inforadio

**Humboldt Forum und das fehlende Gedenken an die Opfer der Kolonialkriege**

## Wir sollten uns nicht nur nach Umfragen richten

Trance dank „Tristan“: Der Dirigent Pietari Inkinen über sein Debüt in Bayreuth und die Aufgaben eines Rundfunkorchesters

Der finnische Dirigent Pietari Inkinen debütiert in diesem Jahr bei den Bayreuther Festspielen mit Richard Wagners „Walküre“, zu der es eine Installation von Hermann Nitsch geben wird. Inkinen hatte 2020 den gesamten „Ring des Nibelungen“ leiten sollen. Die Inszenierung von Valentin Schwarz wurde auf 2022 verschoben. Einstudiert wird aber alles schon jetzt. Zwischen den Proben fand der Dirigent Zeit, mit uns zu sprechen. F.A.Z.

Wie ist es, in Bayreuth zu arbeiten?

Nachdem die Festspiele im vergangenen Jahr wegen Corona abgesagt werden mussten und lange unklar war, wie sie in diesem Jahr stattfinden würden, ist eigentlich jeder Probenstag ein Geschenk. Aber die Arbeit ist auch anstrengend. Wir bereiten jetzt den kompletten „Ring“ fürs nächste Jahr vor, und für die „Walküre“ in diesem Jahr muss ich auch ein Back-up-Orchester vorbereiten.

Ein zweites Orchester?

Falls jemand aus der Hauptbesetzung positiv getestet werden sollte, wird das Ersatzensemble einspringen.

Waren Sie schon einmal als Besucher bei den Festspielen?

2019 war ich in Bayreuth und habe bei Christian Thielemann und Valery Gergiev im Orchestergraben und auch im Saal gesessen. Ich habe mich viel mit Sängern über die besonderen akustischen Bedingungen im Festspielhaus unterhalten mit dem verdeckten Orchestergraben. Am Ende kann einem aber niemand die persönliche Erfahrung abnehmen.

Ihre ersten Erfahrungen mit Wagners Musik haben Sie mit Orchestern in Neuseeland und Australien gemacht.

Das war mit dem neuseeländischen Tenor Simon O'Neill, mit dem die EMI eine CD mit Wagner-Partien aufnehmen wollte. Und dann hieß es: Nehmen wir doch ein Orchester aus seiner Heimat! Und so kam es, dass ich ihn mit dem New Zealand Symphony Orchestra, dessen Chef ich damals war, begleitete. Das lief so gut, dass wir bald eine konzertante „Walküre“ in Angriff nahmen. Dann kam ein Angebot für einen kompletten „Ring“ in Palermo, der aus Budgetgründen nach der Walküre abgebrochen wurde. Dafür sprang ich in Melbourne für den gesamten „Ring“ 2013 ein, der sich dann 2016 nochmals wiederholte. Dort habe ich später auch die „Meistersinger“ gemacht.

Was fasziniert Sie an Wagner?

Es klingt leider wie ein Klischee: Als Teenager habe ich live den „Tristan“ erlebt und kam in einer solchen Trance aus der Aufführung, wie sie vermutlich keine andere Musik erzeugen kann. Das war bei den Festspielen in Savonlinna, mein späterer Lehrer Leif Segerstam hat dirigiert. Es war ein echtes Schlüsselerlebnis. Meine Begeisterung wurde noch stärker, als ich mich später näher mit Wagner beschäftigte, mit seinen Wurzeln, seiner Entwicklung und mit der Vielschichtigkeit seiner Konzeptionen.

Wo liegen die Schwierigkeiten, wenn Sie Wagner dirigieren?

Vieles lässt sich nicht vorbereiten. In Melbourne habe ich mit dem Orchester vom Nullpunkt an alle vier Teile des Rings gleichzeitig einstudiert. Dann wurde – wie hier in Bayreuth – jeden Tag gespielt, und nach zwei Tagen Pause fand der nächste Zyklus statt. Und dann noch einer. Mit den Proben davor war das wie ein mehrfacher Marathon, an dessen Ende ich körperlich absolut fertig war. Man muss also auch wie für einen Marathon planen und sich die Strecke einteilen. Sonst kommt man nicht durch.

Es braucht einen kühlen Kopf?

Ja, schon. Man sollte die Kräfte vielleicht nicht gerade kontrollieren, aber ihren Einsatz doch gut kalkulieren.

Sie waren auch ein erfolgreicher Geiger. Wie hat das Instrument Ihre Art geprägt, Musik zu machen?

In der finnischen Dirigierschule gehört es mit dazu, dass jeder ein Orchesterinstrument spielt auf einem möglichst hohen Niveau. Alle Streicher müssen auch ein Blasinstrument lernen – bei mir war es das Horn – und natürlich Klavier. Man soll aus dem Orchester heraus erfahren, wie ein Orchester funktioniert. Das ist anders als bei der Korrepetitoren-Laufbahn, wie sie für Zentraleuropa typisch war. Als ich siebzehn war – da hatte ich schon zwei Jahre Dirigierunterricht bei Jorma Panula –, kam ich auf Vermittlung von Vadim Repin zu Zakhar Bron nach Köln, weil ich mir sagte: Wenn ich es auf der Geige zu höchstem Niveau bringen will, dann muss ich es jetzt machen, alles andere kann noch warten.

Mir scheint, dass Sie ein besonderes Gefühl haben für die melodische Entwicklung in einem Stück. Hat das mit Ihrer Herkunft als Geiger zu tun?

Gut möglich. Im Fall von Antonín Dvořák, von dessen Musik ich zuerst kein großer Fan war, habe ich auch sehr viel von den Prager Symphonikern gelernt, deren Chefdirigent ich war. In meiner Prager Zeit ist meine Liebe zur Melodie noch weiter gewachsen.

Bei der Deutschen Radio Philharmonie Saarbrücken, deren Chef Sie seit 2017 sind, stehen Sie mit der Gesamtaufnahme der Dvořák-Symphonien nun kurz vor dem Abschluss.

Die Siebte, Achte und Neunte fehlen noch, aber ich möchte sie nicht unter Corona-Bedingungen einspielen. Dafür braucht man den Klang eines voll besetzten Orchesters.

Sie haben Ihren Vertrag in Saarbrücken bis 2025 verlängert. Die Zusammenarbeit scheint fruchtbar zu sein.

Ja, absolut. Ich habe bei diesem Orchester von Anfang an eine besondere Neugier und Offenheit mir gegenüber gespürt. Was wir auf CD eingespielt haben, auch Symphonien von Sergej Prokofjew, darüber bin ich sehr glücklich.

Gleichzeitig haben Sie eine weitere Leitungsposition angenommen beim KBS Symphony Orchestra in Seoul, dem koreanischen Rundfunkorchester. Das Ensemble ist hierzulande kaum bekannt.

Es ist eines der ältesten und wichtigsten asiatischen Orchester. Dort waren immer gute Leute: Myung-Whun Chung, Dimitri Kitajenko, und auch die Ära meines Vorgängers Yoel Levi war sehr erfolgreich. Korea hat in der klassischen Musik eine unglaubliche Kapazität. Die jungen Musiker von dort bekommen Studienplätze und Orchesterstellen auf der ganzen Welt, sie spielen technisch hervorragend und mit Feuer und Herz. Eine gute Mischung aus Disziplin und Emotion.

Der Klarinettenist Eduard Brunner meinte einmal, vom Temperament her seien die Koreaner eine Art Sizilianer Asiens.

Der Vergleich ist ganz zutreffend. Auf der Bühne habe ich das KBS Symphony Orchestra wirklich jedes Mal sozusagen mit „feurigem Blut“ und total engagiert erlebt. Und auch der Schritt auf die dunkle, düstere Seite ist möglich, mit Wagner gesprochen: nach Nibelheim und zu Hagen. Das fällt Orchestern in Asien manchmal nicht leicht, weil Harmonie und Balance im Zusammenspiel so wichtig sind. Ich habe den Eindruck, dass auch solche Farben und Charaktere mit dem KBS-Orchester leicht zu verwirklichen sind.

In Deutschland wiederum fühlen sich Kultur-Sender der Rundfunkanstalten offenbar einem Rechtfertigungsdruck ausgesetzt, wenn sie wie bisher „ernste“ Klassik senden. Beunruhigt Sie das?

Was die Stücke angeht, mit denen wir uns beschäftigen: Sie sind so stark, dass sie immer ihren Platz behaupten werden. Ich habe aber Angst, was Education angeht: Wenn man nicht weiß, dass diese Werke existieren, wie soll man sie dann finden? Ich möchte mit meinem Orchester zudem auch etwas für die neue Musik tun, gerade bei Rundfunkorchestern halte ich das für besonders wichtig. Ich werde im Oktober ein neues Werk von Jüri Reinvere aufführen. Er versteht es, neuartig, wirklich zeitgenössisch zu schreiben, aber auch so, dass das Orchester als ein einziges großes Instrument klingt. Die Klangtradition der großen Orchestermusik schwingt bei ihm mit und weiter, aber in Formen, die man so noch nicht kennt. Wenn eine Institution, ein Orchester oder ein Rundfunksender, ihre Rolle nicht wahrnimmt als Educator und nur eine Umfrage macht, was das Publikum hören möchte: Wie soll es dann besser werden? Es hat sich ja überhaupt sehr viel verändert. Früher brachte man Kinder nachmittags zum Sport oder zum Musikunterricht, heute sind die Kinder tagsüber in der Kita oder in der Ganztagschule, wo das Musik- und Kulturangebot aber heruntergefahren wird. Da sollten wir wirklich alles tun, dass die ganze Palette der Kultur erhalten bleibt.

Spüren Sie als Leiter eines deutschen Radiosinfonieorchesters einen solchen Rechtfertigungsdruck?

Wir müssen eine gute Balance finden. Auch Filmmusik gehört dazu. Ich habe auch schon mal einen John-Williams-Abend dirigiert. Wenn junge Hörer von einem Live-Orchesterklang fasziniert sind, dann steigt schon die Chance, dass sie in der folgenden Woche in ein Symphoniekonzert gehen. Wir haben in Saarbrücken „Erklärkonzerte“ sogar mit der achten und neunten Symphonie von Anton Bruckner gemacht und die Zutaten vorgeführt, aus denen die Partitur zusammengesetzt ist: Da waren Zwölfjährige völlig begeistert. Aber es geht nicht nur um Musik, sondern auch um Konzentrationsfähigkeit und das Erleben von Gemeinschaft. In dieser Hinsicht schätze ich auch die Suzuki-Methode sehr, mit der ich in Finnland auf der Geige begonnen habe. Auch wenn man nur eine leere Saite streichen kann: Man musiziert gemeinsam. Und wer sich zehn Minuten konzentrieren kann bei etwas so Unnatürlichem wie Geigespielen, der lernt auch schneller in der Schule. Ob man musikalisch ist oder nicht: Alle ein Instrument in die Hand!

Das Gespräch führte Clemens Haustein.

Dienstag, 20.07.2021, Tagesspiegel / Kultur

## NACHRICHTEN

### **Young Euro Classic überträgt Konzerte auf den Gendarmenmarkt**

Beim Jugendorchesterfestival Young Euro Classic, das diesmal vom 30. Juli bis zum 15. August im Berliner Konzerthaus stattfindet, wird es an fünf Abenden Liveübertragungen auf den Gendarmenmarkt geben. Die Auftritte des Wiener Jeunesse Orchesters, des Bundesjugendorchesters, des rumänischen nationalen Jugendorchesters, des schwedischen O/Modernt New Generation Orchestra und des Schleswig Holstein Festival Orchesters werden auf Leinwänden gezeigt und mit immersiver Soundtechnik nach draußen übertragen. Interessierte können kostenfreie Tickets für die Freiluftveranstaltungen auf der Web-site [www.young-euro-classic.de](http://www.young-euro-classic.de) buchen. Tsp

Dienstag, 20.07.2021, Tagesspiegel / Kultur

## Summertime

### Guter Start für Klassik im Berliner Umland

Die niedrigen Inzidenzzahlen machen es möglich: Die traditionsreichen Klassikfestivals in Brandenburg blicken zuversichtlich auf den weiteren Verlauf der Sommersaison. Die Brandenburgischen Sommerkonzerte freuen sich darüber, nach einem pandemiebedingt modifizierten Start nun alle Konzerte wie geplant anbieten zu können, wenn auch mit reduzierter Sitzplatzzahl und üblichem Hygienekonzept. Die nächsten Veranstaltungen finden in Luckenwalde, Brandenburg/Havel, Kloster Lehnin sowie Templin statt, unter anderem treten die Deutsche Streicherphilharmonie, der Mandolinvirtuose Avi Avital und die Kammerakademie Potsdam auf. Neu ist die Handy-App der Sommerkonzerte, die aktuell über Konzerte und Künstler informiert.

Auch die Kammeroper Schloss Rheinsberg kann einen gelungenen Start ihrer Festivalsaison vermelden: Bei dem Festival zur Förderung junger Musiktheaterprofis steht diesmal Ludwig van Beethoven im Mittelpunkt: Am Donnerstag gibt es Gesang und Streichquartett, vom 23. bis 25. Juli konfrontiert die Akademie für Alte Musik Berlin dann Sinfonien Beethovens mit Werken seiner Zeitgenossen. Die Bundesakademie für junges Musiktheater bringt am Samstag, 31.7. und 1.8. drei Kurzopern des französischen Komponisten Darius Milhaud auf die Bühne des Schlosstheaters, am 4. August hat dann Beethovens einzige Oper „Fidelio“ Premiere, inszeniert von Festivalchef Georg Quander. Gespielt wird die Frühfassung des Stücks von 1805, unter freiem Himmel, auf einer Bühne am Kavaliershaus des Schlosses.

Einen kompletten Überblick über alle kulturellen Aktivitäten im Land Brandenburg bietet die Website [www.kultufeste.de](http://www.kultufeste.de). Hier sind die Programme aller 70 Festivals zu finden, die zwischen Uckermark und Spreewald, zwischen Elbe und Oder Theater, Oper, Tanz, Kino, Lesungen und Musik aller Stilrichtungen anbieten. F. H.

Dienstag, 20.07.2021, Tagesspiegel / Kultur

**OFFEN FÜR DISKUSSIONEN** Das Humboldt Forum zeigt sich dem Publikum

## Centre Preußen

Ein erster Rundgang durch das Riesenhaus offenbart, wie sehr Fassade und Innenausstattung miteinander ringen

Von Nicola Kuhn



© Jens Kalaene / dpa

Von oben herab. Schlüters Kolossalstatuen im Skulpturensaal.

Endlich! So steht es in Großbuchstaben mit Ausrufezeichen über dem heutigen Eröffnungstag des Humboldt Forums. Es ist ein Seufzer der Erleichterung, dass nach den Verzögerungen durch Corona, den Verunsicherungen durch technische Probleme etwa beim Klima die größte Kulturinstitution der Republik endlich ihren Betrieb aufnehmen kann.

Endlich! ist aber auch mehr als ein verbalisiertes Aufstöhnen. Neunzehn Jahre hat es gedauert seit dem Bundestagsbeschluss, einen Neubau auf dem Schlossplatz hinter drei rekonstruierten und einer modernen Fassade errichten zu lassen. Wie viel Zeit ist seitdem vergangen, wie viel Streit hat es gegeben – Enttäuschungen über veränderte Konzepte durch die Gründungsintendanten, immer wieder neu geweckte Hoffnungen auf Neuausrichtungen.

Gewiss, Berlin hat den Riesentrumm von 40 000 Quadratmetern urban längst verdaut. Da steht das kapitale neue Stück Stadt nun einmal, das als technische Wundertat aus der Vergangenheit in die Gegenwart gebeamt wurde: den einen ist es die ersehnte Vollendung der historischen Mitte Unter den Linden, den anderen preußischer Ballast.

Gerade in jüngster Zeit hat sich das Spannungsverhältnis zwischen zeitgenössischer Betrachtung und Fake-Vergangenheit noch einmal verschärft. Das öffentliche Bewusstsein dafür ist ge-



wachsen, dass genau während der Regentschaft der Hohenzollern in Namibia Völkermord verübt wurde und nun in den rekonstruierten Gemäuern ihres Repräsentativbaus Exponate, ja Beutestücke der Kolonialzeit gezeigt werden.

Aus diesem Konflikt kommt das Humboldt Forum nicht mehr heraus, er ist ihm eingeschrieben. Und so versucht das Haus an den verschiedenen Orten mal mehr, mal weniger gelungen mit den losen Enden der Geschichte umzugehen. Dass dieses Gebäude ein Hybrid aus moderner Architektur und barocker Fassade ist, zeigt es schon an seiner der Spree zugewandten Seite, die sich betonkühl zur Gegenwart bekennt. Im Schlüterhof prallen der Rationalismus des italienischen Architekten Franco Stella und die Schlütersche Front in Quittgelb aufeinander.

Wer das Gebäude aber betritt, bekommt nur noch das Eine: Zweckarchitektur, die der bestmöglichen Verteilung von Besucher:innen untergeordnet ist. Darin gleicht das Humboldt Forum dem ähnlich uninspirierten Entree der Staatlichen Museen am Kulturforum. Nur dass am Schlossplatz zur Linken Rolltreppen nach oben führen, weil es sehr viel höher in weitere Geschosse geht.

Das Humboldt Forum ist eine riesige Museumsmaschine, die mit ihrer Eröffnung sechs Ausstellungen auf einmal vorführt. Erst ab 22. September werden die Räume des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst in der zweiten und dritten Etage zu sehen sein, zumindest ein erster Teil, der zweite folgt 2022. Es gibt also Tausende Quadratmeter Ausstellungsfläche zu bespielen. Dazu kommen Räume für Veranstaltungen, Workshops; das Haus versteht sich als Forum. Logistik ist hier alles. Aber hätte die Architektur nicht wenigstens von innen aufregender, verrückter, ansprechender gestaltet sein können, als in edler Langeweile zu erstarren wie eine Luxusmall?

Warum wagt keiner mutig Farben zu zeigen, Technik, Röhren wie es sich das Centre Pompidou schon vor bald einem halben Jahrhundert in Paris traute? Warum muss der Schlüterhof ein steinernes Monument bleiben, auf dem als einzige Extravaganz an den Eröffnungstagen ein paar Reggae-Rhythmen vom Turntable der DJane aus der einen Ecke zu den Bistrobesucher:innen in der anderen herüberwehen? Zu wünschen wäre, dass hier einer in Zeiten der Klimakatastrophe ein paar historische Pflastersteine rausreißt, um etwas Grün zu pflanzen.

Das Humboldt Forum kann durch seine wechselhafte Entstehungsgeschichte sein größtes Problem nicht mehr abschütteln, das wird mit der Eröffnung nun sichtbar: Zuerst war die Hülle, dann kam der Inhalt. Die Räume sind entweder riesengroß oder viel zu klein. „Berlin Global“ bläht sich auf 4000 Quadratmetern, muss den zur Verfügung stehenden Platz irgendwie füllen. Die große Wechsellausstellungshalle verfügt über einen phänomenalen Luftraum, den sie mit einer elefantösen Ausstellungsarchitektur zu überspielen sucht. Das passt unfreiwillig zur ersten Thematik: Elfenbein (siehe Besprechung S. 22). Die Ausstellung zu den Brüdern Humboldt dagegen kam erst im letzten Moment hinzu. Sie wurde mit ein paar Stellagen in die Fensternischen des Erdgeschosses gequetscht, von außen kleben Bilder und Begriffe aus dem Humboldt-Kosmos an den Scheiben. Sinnvoller wäre es gewesen, den Namensgebern die erste programmatische Ausstellung zu widmen oder sich gleich mutig der Kolonialismusdebatte zu stellen. Der Stotterstart drückt aufs Gemüt.

Doch es lohnt, sich im Haus auf Spurensuche zu begeben und etwas von der Geschichte zu entdecken. Da wäre das archäologische Fenster im Kellergeschoss, das noch Reste authentischen Gemäuers vom 1950 gesprengten Stadtschloss birgt. Der Eingang in die Tiefe führt unter mehreren von der Decke hängenden Gründungspfählen hindurch, die Johann Friedrich Eosander im 18. Jahrhundert zu Tausenden in den Boden rammen ließ, um auf dem sumpfigen Gelände

bauen zu können. Nur wurden die backsteinern Substruktionen der Barockzeit für die Ausstellung arg geputzt.

Selbst die interaktiven Vitrinen wirken aseptisch, auf denen die Besucher:innen mit der Hand digitalen Sand für weitere Entdeckungen wegwischen dürfen. Tollste Trouvaille hier unten ist ein rostiges Riesengebläse. Es stammt aus der Zeit Kaiser von Wilhelm II., als für den Weißen Saal eine Heizung eingebaut wurde, die zugleich für Frischluft sorgte.

An die Zeit des abgetragenen Palastes der Republik erinnert die ein oder andere Reminiszenz im Treppenhaus, in den Ausstellungssälen, die durch gitterartige Module gekennzeichnet sind. Das bereits für die neue Dauerausstellung des Jüdischen Museums beauftragte Szenografenbüro chezweitz entwickelte auch hier pfiffige Ideen. Da taucht das Wegeleitsystem aus DDR-Zeiten mit seinen Piktogrammen wieder auf, das damaligen Besucher:innen mitteilte, ob die Spree-Stuben, die Bowlingbahn oder der Jugendtreff überfüllt oder noch zu besuchen waren.

Ein echter Zeitzeuge ist die gläserne Wahlurne, mit der die erste frei gewählte Volkskammer der DDR über ihren Beitritt zur Bundesrepublik abstimmte. Sie steht inmitten des Skulpturensaals; über ihr thronen in schwindelnder Höhe Kolossalfiguren, die einst den Schlüterhof zierten. Franco Stella platzierte sie auf nüchternen Postamenten ungefähr auf gleicher Linie, wie sie einst gestanden haben mögen. Im kleinen Saal wirkt dies maniriert und wenig überzeugend. Die Schere zwischen Alt und Neu klafft erneut auf.

Mehr Leichtfüßigkeit, mehr Charme, mehr Eloquenz hätte man dem Humboldt Forum für seine Ausstattung gewünscht. Es will Angebot für alle sein, Gendergrenzen überwinden, Diversität demonstrieren und tut sich doch so schwer, in den eigenen Räumen eine ansprechende Atmosphäre zu schaffen, Brücken zu bauen.

Dabei gibt es ein großes Vorbild dafür in einer eigenen Abteilung, dem Videopanorama. 14 Minuten lang saust ein Loop auf 27 Breite durch die 800-jährige Entwicklung des Ortes – angefangen bei den frühen Sümpfen über das 19. Jahrhundert, die Aufzüge der Nationalsozialisten, die Sprengung des Stadtschlusses bis hin zu seinem heutigen Wiederaufbau. Behandschuhte Kurator:innen schieben Bilder, Fotodokumente, Filmsequenzen wie auf einem monumentalen Diakasten zu einer mitreißenden Geschichtscollage hin und her. Wäre es nur so einfach.

Für das Videopanorama wird auch nach den ersten 100 Tagen, in denen das Humboldt Forum kostenlos besucht werden kann, kein Eintritt verlangt. Es ist ein Versprechen origineller Geschichtsvermittlung, mit einem tragenden Spannungsbogen. Durch seine pseudo-historische Architektur wird das Haus auch in Zukunft einer inhaltlichen Zerreißprobe ausgesetzt bleiben.

## Offen und Bangen

Das Humboldt-Forum im Berliner Stadtschloss-Nachbau öffnet. Und weiß immer noch nicht, was es sein soll – und warum

VON JÖRG HÄNTZSCHEL

Am 16. Dezember wurde das Humboldt-Forum eröffnet. An diesem Dienstag werden sechs Ausstellungen eröffnet. Die oberen Stockwerke werden im September und nächstes Jahr eröffnet. Ist es auf oder zu? Sowohl als auch.

Damit bleibt sich das Haus treu: Es tritt triumphal und bescheiden auf. Es verhandelt das Morgen in einer Fassade von gestern. Es will weltläufig sein in einem wahr gewordenen Traum von Lokalpatrioten. Es ist ein Museum, das sich schlecht für Ausstellungen eignet. Es erscheint bei der Eröffnung vergreist und dennoch Jahre von der Geburt entfernt. Es ist das ambitionierteste Kulturprojekt seit der Wiedervereinigung, aber auch nach 20 Jahren Debatte und trotz 680 Millionen Euro Kosten könnte niemand sagen, wofür es steht.

Anfangs gingen Politikern und Kulturfunktionären hochtrabende Zuschreibungen noch locker von den Lippen. Frank-Walter Steinmeier schwebte ein „Inkubator für Weltverständnis“ vor. Klaus-Dieter Lehmann, damals Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK), sprach von einem „Kultur- und Welt erfahrungszentrum“. Horst Köhler, damals Bundespräsident, erhoffte sich von dem Projekt eine „unerhörte Steigerung der vitalen Kräfte dieser Stadt und unseres Landes“.

Die emphatische Umarmung war Strategie: Sie diente dazu, das Projekt, das sich bislang allein aus dem Spleen des Landmaschinenhändlers Wilhelm von Boddien gespeist hatte, neu auf die Welt zu bringen, als staatlichen Repräsentationsbau. Mit seinem Schloss-Gespenst aus bedruckten PVC-Planen über einem Baugerüst hatte Boddien schon 1993 all die verhext, die von einem Berlin träumten, das wieder heil und so wie vor dem Krieg sein würde. Das Parlament machte sich diesen sentimental Traum zu eigen und erkoren den Machtsitz der alten Monarchie zur Selbstdarstellung des wiedervereinigten, demokratischen Deutschlands.

Die Abgeordneten hielt nicht einmal der Umstand auf, dass dafür der Palast der Republik, das letzte große Identifikationsobjekt der Ost-Berliner, abgerissen werden musste, so wie 1950 die DDR die Reste des Schlosses abgeräumt hatte. Im Gegenteil. Viele von denen, die 2002 mit großer Mehrheit für den Wiederaufbau stimmten, begrüßten das Verschwinden des Palasts. Der Exorzismus des DDR-Symbols belastet das Humboldt-Forum noch heute.

Es ist einiges nicht recht geglückt, was damals beschlossen wurde, als Berlin hastig zur Hauptstadt gemacht wurde: Der M.C.-Escher'sche-Hauptbahnhof, der Potsdamer Platz, der so gerne New York wäre. Doch nichts ging so zielstrebig in die Irre wie das Humboldt-Forum.

Man hätte ja die Vorgabe, drei Fassadenseiten originalgetreu wiederaufzubauen, auch als Einladung verstehen können, auf der vierten ein architektonisches Gegenprogramm zu veranstalten, um so die falsche Barockfassade zum historischen Zitat zu erklären. Mit Leichtigkeit, vielleicht sogar Ironie. Aber nein. Mit der Wahl für den Entwurf des italienischen Architekten Franco Stella entschied sich die Jury 2008 für eine Moderne, die selbst schon historisch ist und deren wichtigstes Stilmittel die monumentalen Gesten sind, die es hier gerade zu konterkarieren gelolten hätte.

Die Betonbewehrung, die Stella dem Schloss auf der Ostseite verpasste, würde sich gut dafür eignen, ein Bergdorf vor Erdrutschen zu schützen. Hier scheint ihr einziger Zweck zu sein, den falschen Barock im Kontrast lebendig und natürlich wirken zu lassen und zu belegen, was die Schlossfreunde immer wussten: zeitgenössische Architektur ist feindselig und stumm. Menschen von heute stehen vor dem Schloss und

finden nichts, was zu ihnen spräche. Fast dankbar registriert der Besucher, dass im Inneren, wo es aussieht wie in einer Konzernzentrale, solche polemischen Gesten fehlen. Die Pächter der Cafés möblierten die Ödnis nun mit goldenen Sesseln und schillernden Stehlämpchen wie ein Boutique-Hotel in Miami Beach.

Der Vorschlag, das Schloss statt mit einem Einkaufszentrum oder einer UN-Filiale mit den Sammlungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst zu füllen, brachte der Schlossidee den Durchbruch. In den maroden Sechzigerjahre-Bauten in Dahlem war es still geworden, seit die Busse der Kulturtouristen alle die Museumsinsel ansteuerten. Und man glaubte, man tue den Objekten einen Gefallen, wenn man sie auf die Hauptbühne im Zentrum ließ, wo mit den Sammlungen auf der Museumsinsel bisher nur Antike und europäische Kunst zugelassen waren. Außerdem wäre die Preußenfeier der Fassade ja auch für alle Nörgler erträglich, wenn im Inneren „Welt“ stattfände. Dass es problematisch sein könnte, den Hauptsitz des deutschen Kolonialismus wieder aufzubauen, um ihn mit kolonialem Raubgut zu füllen, schwante den Verantwortlichen erst später.

Doch ein Umzug ist noch kein Programm. Und weil weder Kulturstaatsministerin Monika Grütters noch ihre Vorgänger dem Humboldt-Forum Eigenständigkeit verschafften, war nie klar, wer dieses Programm hätte formulieren können. Vier Ministerien, mehrere GmbHs, zwei Stiftungen, die Humboldt-Universität, die Länder, ungezählte Kommissionen beaufsichtigen das Humboldt-Forum und haben es so fest eingesponnen, dass es weder sprechen noch sich bewegen kann.

Bespielt wird es gemeinsam von vier „Akteuren“, der Schlossstiftung, dem Land Berlin, der Humboldt-Universität und den Museen – eine Notlösung, die im Kurzführer zur Vision verklärt wird. Mit seinem „strukturell angelegten Prinzip einer Kompositbauweise“ habe das Humboldt-Forum „teil an der Entwicklung einer neuartigen Kulturinstitution des 21. Jahrhunderts, jenseits des Musealen.“ Tatsächlich macht jede Institution ihr eigenes Ding, nur die Museen nicht, die in eine Zwangsehe mit der Schlossstiftung genötigt wurden und de facto aufhören zu existieren.

Die verzettelten Zuständigkeiten waren auch der Grund, dass sich kein passender Kopf für das Haus fand. Selbst Neil MacGregor, der 2015 als Retter in Berlin einschwebte, behielt nebenbei zwei andere Jobs. Als eine Art dauerhaften Krisenmanager berief man 2018 Hartmut Dorgerloh zum Generalintendanten. Doch inhaltlich hat man von ihm wenig gehört. Wie soll der ehemalige Chef der Preußischen Schlösser- und Gärtenverwaltung auch über Nacht zum Postkolonialismus-Vordenker werden? Entsprechend ratlos reagierte das Gebinde, als vor vier Jahren die Raubkunstdebatte über ihm hereinbrach. SPK-Präsident Hermann Parzinger, damals noch einer der „Gründungsintendanten“, tat die Kritik von Bénédicte Savoy als „Sommerlochthema“ ab, doch drei Sommer später ist die Debatte nur lauter geworden und wird weltweit geführt. Parzinger passte seine Position seitdem immer wieder dem aktuellen Stand an. Dorgerloh wiederum hoffte in diesem Frühjahr, seinem Haus mit dem Eintreten für die Rückgabe der Benin-Bronzen Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Nur um sich gleich darauf zum Buch des Historikers Götz Aly erklären zu müssen, der beschrieb, wie das berühmte Luf-Boot gestohlen wurde, das die Museen als rechtmäßig erworben dargestellt hatten. Und so wird es immer weitergehen, bis ein wirklicher Neuanfang gemacht wird.

## Engagiert spielen

### „Berlin Global“, das Anti-Schloss-Programm

Blüten und Kriegsmaschinen, Benin-Masken und blutrote Spritzer: Das Mural, das die Künstler How and Nosh in den ersten Saal der Berlin-Ausstellung gemalt haben, ist Deko und Prämambel zugleich.

„Welt/Stadt/Berlin“ lautete mal der Arbeitstitel dieser Schau. Das ließ befürchten, Berlin würde hier ein weiteres Mal vorrechnen, dass es Weltstadt sei. Doch das Thema von „Berlin Global“ ist weniger Berlin selbst als dessen globale Verflechtung.

Unter den „Akteuren“ des Humboldt-Forums war Berlin immer Außenseiter. Der Niederländer Paul Spies, der als Chef des Stadtmuseums verantwortlich ist, kam erst 2016 und ist der einzige Nicht-Deutsche hier. Weder war er verstrickt in die Berliner Netzwerke, noch ließ er sich in den Debatten verschleifen. Er blieb auch deshalb so still, weil er nur so eine Ausstellung realisieren konnte, die sich als Gegenprogramm zum Rest des Hauses versteht.

Statt Berlins Geschichte zu erzählen, organisiert er die Schau entlang von Themen wie „Krieg“, „Vergnügen“ oder „Revolution“. Bekanntes lässt er einfach aus. Hier ist mehr über den Kolonialismus zu sehen als über den Zweiten Weltkrieg, mehr über die Zeit nach dem Mauerfall als über die Mauer selbst. Statt nach dem Spezifischen zu suchen, zeigt er Berlin als Sender und Empfänger. Erst lässt er die Echos des New Yorker Hip-Hop in Ost- und West-Berlin nachhallen, dann verfolgt er den weltweiten Einfluss von Berlins Technokultur.

Fast alles im Schloss ist alt und für Alte gemacht. Spies' idealer Besucher ist hingegen um die 17 Jahre alt. Musik, Rassismus, Wohnen, überhaupt die Gegenwart nehmen viel Raum ein, Geschichte dient dazu, heutige Fragen zu beantworten.

Dieses Anti-Konzept wirkte beflügelnd. Die Lust am Spielen pulst auch durch die Gestaltung. Jeder Raum steckt voller Ideen: eine begehbare Discokugel; ein Grab für den Mietpreis von 6,20 Euro; und Fotos von wilden Nächten in Neunzigerjahre-Brachen, projiziert auf Wände, die dem Betrachter immer näher kommen – Verdichtung im Zeitraffer. Anderes ist Gimmick, wie die Sender, die die Wege der Besucher registrieren.

Doch die Gestalter wollten mehr, als nur Schüler von ihren Handys wegzulocken. Das zeigt sich an den Noppen am Boden, die man vom Bahnsteig kennt, an den Haltern für Blindenstöcke. Sie übererfüllen die Auflagen für Barrierefreiheit und machen sie zum Statement. Sogar an eine „Geruchsstation“ haben sie gedacht, als sinnliches Angebot für die, die nicht sehen können. Das hilft nicht nur Behinderten, es führt Nichtbehinderten vor, wie ein Museum, eine Stadt aussehen müsste.

Die Inklusions-Idee wird bis hin zum Versuch durchgespielt, das Prinzip Museum auf den Kopf zu stellen. Statt Gläubige oder Migranten aus Ethnologensicht zu zeigen, ließ Spies sie mitreden. Ein Modul zu zwei Jugendzentren gestalteten deren ehemalige Mitglieder selbst. Drei Flächen bespielen wechselnde Initiativen selbst – macht ja Sinn, wo so viele Profis scheiterten. Nur geraten die Inhalte dabei oft aus dem Blick. Es ist alles sehr bunt, sehr wirr, sehr woke. Der Versuch, zu kompensieren, was im Rest des Hauses schief lief, führt zu einer neuen Schiefelage, nur mit umgekehrter Neigung. Jhl

Dienstag, 20.07.2021, Tagesspiegel / Kultur

## Friedrich Eberts Appendix

Die Humboldt-Universität fragt in der Ausstellung „Nach der Natur“ nach dem Klimawandel und der Krise der Demokratie

Von Birgit Rieger



© Jens Kalaene/dpa

Wissen als Objekt. Das „Humboldt Labor“ zeigt Mineralien, Tierpräparate, Interviews und zeitgenössische Masken des beninischen Künstlers Romuald Hazoumè im ersten Stock des Humboldt Forums.

Durch Zusammenarbeit intelligente Entscheidungen zu treffen, bestimmt das Wesen der Demokratie und war auch ein früherer Gedanke des Internets; es wäre so schön, wenn Schwarmintelligenz zuverlässig klappen würde. Wie aufgeregt, zittrig und reizbar Schwärme sind, zeigt eine Installation mit bunten Fischen, mit der die Ausstellung „Nach der Natur“ eröffnet. Es ist der Beitrag, den die Humboldt-Universität und im Verbund mit ihr auch die Spitzenforscher:innen der anderen Berliner Universitäten zum Humboldt Forum leisten, dessen einer Namensgeber, Wilhelm von Humboldt, das moderne Konzept der ersten Berliner Universität entwarf.

Auf einem halbkreisförmigen Medientorhang erscheint eine digitale Unterwasserwelt, in der Fischeschwärme sich formieren und auseinanderstieben. Das Bild ist ein Symbol für die Vielzahl an Stimmen aus der wissenschaftlichen Forschung, die die Ausstellung hier zusammenbringen möchte, zum anderen für die Erkenntnis, dass jedes Handeln – und Nicht-Handeln Folgen hat, die zerstörerisch für die Ökosysteme der Erde sein können, wie der programmatische Ausstellungstitel „Nach der Natur“ schon suggeriert.

Die Ausstellung will nicht nur den Verstand, sondern auch die Emotionen der Besucher:innen kitzeln, dafür hätte der digitale Schwarm-Vorhang als Auftakt ruhig noch überwältigender sein dürfen. Aber auf den 600 Quadratmetern, die sich nach diesem Entrée erstrecken, beweist die Humboldt-Universität Mut zum multimedialen, nicht-linearen Ausstellungskonzept, das gut

dazu in der Lage ist, aktuelle Themen und Verbindungen aufzuzeigen. Auch Corona kommt schon vor.

Nie gezeigte Stücke aus den Lehr- und Schausammlungen der Universität hängen in beweglichen und verschiebbaren Glaskästen von der Decke. Man kann diese Vitrinen jederzeit neu bestücken und sogar komplett zur Seite schieben, um im Ausstellungsraum Platz für Veranstaltungen zu machen.

Vielen Wissenschaftler:innen dürfte es nicht leicht gefallen sein, ihre komplexen Forschungsfelder in einminütige Video- Statements zu packen. Genau das passiert auf der raumfüllenden „kinetischen Wand“, die neben den hängenden Sammlungsstücken das Herzstück der Ausstellung ausmacht. Auf ausrollbaren Jalousien werden Forschungsfragen und Interviews digital eingeblendet. Wissenschaftler:innen aus sieben Berliner Exzellenzclustern äußern sich hier zu der Frage, wie Klimawandel, Artensterben und die Krise der Demokratie zusammenhängen, und zwar aus der Sicht ihrer jeweiligen Disziplinen – Literatur, Makrosoziologie, Mathematik und Islam in Europa lauten etwa die Fächer. Die Erzählung beginnt bei der Herausbildung des Liberalismus im 19. Jahrhundert, dem Forschungsgegenstand des Exzellenzclusters „SCRIPTS“. Sie erzählt von den Grenzen und Schwierigkeiten des „liberalen Scripts“, dessen globaler Entwicklung, von Verfassungen und Staaten sowie von Rassismus als Teil der liberalen, aber dennoch in Kategorien denkenden Ordnung. Es geht um die Ausbeutung von natürlichen und menschlichen Ressourcen und wie sich der „Post- Growth“-Ansatz eine Entwicklung jenseits von immer weiter steigendem materiellem Konsum vorstellt.

Die Stücke aus der Universitätssammlung der Humboldt-Universität ergänzen die umfassende digitale Erzählung, indem sie etwa bunt glitzernde Mineralien und Erze oder historische Tierpräparate zeigen. Auch so skurrile Dinge wie der in einer Flüssigkeit konservierte Appendix Friedrich Eberts sind zu sehen. Der ehemalige Reichspräsident war 1925 an den Folgen einer Blinddarmentzündung gestorben. Die Frage, wie mit menschlichen Überresten in Sammlungen umgegangen wird, schwingt hier mit und verweist auch auf die menschlichen Gebeine und Schädel aus ehemaligen deutschen Kolonien, die noch in Berliner Depots lagern.

Von Ebert wird im selben Schaukasten auch die Tonaufnahme einer Rede präsentiert, die der Politiker 1919 vor der Nationalversammlung hielt und in der er mit „Sehr geehrte Damen und Herren“ erstmals auch Frauen adressierte. Dieses Nebeneinander von Themen und Materialien soll einer Wunderkammer gleich zeigen, dass in der global vernetzten Welt alles miteinander verbunden ist – und immer war. Dazu kommen Tonaufnahmen unter anderem aus dem Lautarchiv der Humboldt-Universität. Die Mischung ist überraschend und macht neugierig; alles innerhalb eines Besuches wahrzunehmen, schafft man nicht. Da der Eintritt in die Ausstellung frei ist, ist das auch eine Einladung an die Berliner:innen mehrmals vorbeizukommen. Birgit Rieger

Mehr zum Humboldt Forum siehe Kultur, Seite 22 und Berlin, Seite 12.

Wissen als Objekt. Das „Humboldt Labor“ zeigt Mineralien, Tierpräparate, Interviews und zeitgenössische Masken des beninischen Künstlers Romuald Hazoumè im ersten Stock des Humboldt Forums. Foto: Jens Kalaene/dpa

Di 20.07.2021 | 07:55 | Kultur

Humboldt Forum und das fehlende Gedenken an die Opfer der Kolonialkriege

**Mit der Eröffnung des Humboldt Forums geht es auch um den Umgang mit Ausstellungsstücken, die aus kolonialen Kontexten kommen. Mit seinem Kunstwerk „Sorryfornothing“ will Philipp Kojo Metz an das fehlende Gedenken an die Opfer Kolonialkriege erinnern. Von Ute Büsing**

Stand vom 20.07.2021

## Beitrag hören

---

